

Zwischen Hier und Dort

Autor(en): **Affentranger, Zita**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatkunde Wiggertal**

Band (Jahr): **68 (2011)**

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-718528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Foto Martin Geiger-Hodel



Tochter Nina mit dreieinhalb Jahren beim Spaziergang auf dem Roten Platz 2004.

Zwischen Hier und Dort

Zita Affentranger

Fünf Jahre haben wir in Moskau gelebt. Da entstehen Heimatgefühle, die man gar nicht haben möchte.

Wenn mir jemand gesagt hätte, dass ich nach gut zwanzig Jahren nach Eppenwil zurückkehren würde, ich hätte ihn ausgelacht. Nicht, dass es mir in dem etwas verwunschen gelegenen Weiler bei Grossdietwil nicht gefallen hätte, ganz im Gegenteil. Doch schon als Kind war ich davon überzeugt, dass dies hier ein Kinderparadies ist und für einen erwachsenen Menschen zu eng. Später ist es mir dann auch tatsächlich so ergangen: Ich genoss die Anonymität Zürichs, wo ich nach der Matura die Uni besuchte, ich liebte die manchmal einsamen Stunden in meiner Studentenbude. Hier war ich einfach ich. Niemand kannte mich, niemand reduzierte mich darauf, Kind Nummer zwölf des Affentranger *Wisu vom Bärgh obenabe* zu sein. Ich wählte, zuerst noch ganz im Geheimen, Russisch und osteuropäische Geschichte als Fächer. Damals war das für manche noch unerhört – oder doch zumindest sehr exotisch. Die Faszination für Osteuropa führte mich in den Journalismus und schliesslich folgerichtig noch weiter in die Ferne: Im Sommer 2001 wurde ich Russland-Korrespondentin des Zürcher Tages-Anzeigers und zog mit meiner jungen Familie in die russische Hauptstadt.

Das Leben in Moskau war zuerst Abenteuer pur. Alles war anders, wir mach-

ten uns ein Spiel daraus, ein möglichst russisches Leben zu leben, und so wurde der fremde Alltag schnell ganz normal. Dass wir Ausländer sind, war natürlich trotzdem nie zu übersehen: Das merkte man an unserem Russisch (das nie so perfekt war wie das unserer Kinder), an unserer Kleidung (die vor allem an Festtagen immer viel zu schlecht war), an unserem Humor (den die Russen nicht verstanden), an unserer Sorglosigkeit (die wir uns meist leisten konnten) und natürlich auch daran, dass wir uns gewissen mühsamen russischen Gepflogenheiten eiskalt entzogen. Ich dachte nicht daran, für eine Einladung drei Nächte in der Küche zu stehen und verzichtete etwa auf die heiligen drei Fischgerichte, die auf jede russische Festtafel gehören. (Und wir steckten unseren Kindern auch nie die Glace in den Mikrowellenofen!) Stattdessen kochten wir Spaghetti oder riefen den Pizza-Kurier. Unsere Freunde akzeptierten das, und vor allem Russinnen beneideten mich manchmal um die Unverfrorenheit, Regeln zu brechen, denen sie nicht entkamen. Auch auf gewisse politische Diskussionen liessen wir uns nach ersten, schwierigen Erfahrungen nicht mehr ein. Kam die Rede etwa auf den Krieg in der Kaukasusrepublik Tschetschenien, taten sich zwischen uns und den meisten Russen, welche die Kaukasier für eine Art minderwertige Rasse halten, die es nicht besser verdient hat, Abgründe auf.

Natürlich blieben wir damit Aussenseiter – Westler eben.

Eppenwil ruft

In fünf Jahren hat uns Moskau müde gemacht, sodass wir nicht darauf drängten, meinen Vertrag zu verlängern. Die grösste Alltäglichkeit gestaltete sich immer wieder als grösster Kampf, und wir freuten uns redlich auf ein reibungsloseres Leben in der Schweiz. Die Wahl des Wohnortes machten wir uns nicht leicht: Unsere damals zwei Töchter mussten von Moskau, das sie natürlich als ihre Heimat empfanden, in ein neues Umfeld eingetopft werden, und wir fragten uns: Ist es die Anonymität einer Stadt oder die Enge eines Dorfes, in der sie aufwachsen sollen? Mitten in diese Gedanken platzte die Nachricht, dass das Eppenwiler Schulhaus, wo ich gleich neben meinem Elternhof selber einmal die Primarschule besucht habe, geschlossen und verkauft wird. Damit hatte für uns alle Diskussion ein plötzliches Ende: Eppenwil rief uns.

Ein Bild aus Kindertagen hatte mich in den Jahren in der «Fremde», wie es in Gedichten und Liedern immer so dramatisch heisst, begleitet: der braune, zottlige Hofhund Bäri, der mir entgegenrennt, dahinter die rosarote Kletterrose am Gartenhag, die ein Nachbar meiner Mutter vor Jahren geschenkt hatte. Jedes Mal, wenn ich mir dieses

Bild vor Augen rief, wenn mich Kummer oder Stress plagten, spürte ich, wie mein Blutdruck sich senkte, wie mich ein Gefühl von Ruhe, von Geborgenheit, von Heimat überkam. Als wir 2006 in diese Heimat zurückkehrten, trafen wir auf eine Welt in Einzelteilen. Nicht nur den Hund und den Rosenbusch gab es längst nicht mehr. Inzwischen waren mein Vater, meine Mutter und mein ältester Bruder, der den Hof geführt hatte, gestorben. Die Schule, einst das Herzstück Eppenwils, war geschlossen, die Käserei ebenfalls. Die Nachbarn sah man höchstens noch winkend im Auto vorbeiflitzen.

Die Schweiz – ein mythischer Ort

Doch gewöhnt man sich an vieles, und schliesslich konnten wir ja nur zurückkehren, weil eben zum Beispiel die Schule geschlossen worden war. Die Kinder haben Moskau zwar nicht vergessen und sprechen noch fast täglich aus irgendeinem Grund davon. Doch Eppenwil ist für sie – wie damals für mich – zum Paradies geworden. Nach den ersten, schmerzhaften Monaten der Ablösung haben sie sich hier eingelebt. Heute geniessen sie die Freiheit, einfach aus der Tür auf den Spielplatz zu rennen – in Moskau konnten sie keinen Schritt alleine machen. Sie kurven mit dem Velo durch die Strassen, bauen Matschbahnen im alten Schulhaus-Sand-



Auf dem Reck des einstigen Schulhauses von rechts: Mia, Zita, Lea und Nina.

kasten, sammeln unzählige Schneckenhäuser und freuen sich an ihren Tieren – Kleinigkeiten vielleicht, doch solche, die einem sehr fehlen, wenn man darauf verzichten muss. Und natürlich sind wir glücklich darüber, dass sie sich wohlfühlen. Die Schweiz war auf unserem Moskauer Spielplatz nur als *zEppewil* bekannt, war für die Kinder so was wie ein mythischer Ort: Dort gab es so exotische Tiere wie Kühe und Schweine, dort konnte man Wasser vom Hahn trinken und am Brunnen *chosle*, und es gab Fussgängerstreifen, an denen sogar Autos anhalten.

Das wirkliche Leben spielte für die Mädchen aber in Moskau. Dabei war es uns nicht recht, dass sie Russland immer mehr als ihre Heimat betrachteten. Sie

sollten sich nicht daran gewöhnen, dass Menschen bei Schnee und Kälte betrunken auf der Strasse liegen bleiben, weil sich keine Ambulanz zu ihnen bemüht und Fussgänger gleichgültig über sie hinwegsteigen. Sie sollten nicht schon als kleine Mädchen auf das dienende russische Frauenbild getrimmt werden, und sie sollten lernen, selber zu denken, statt an Mythen und Diktate von oben zu glauben. Sie sollten sich nicht an die krassen Gegensätze zwischen Arm und Reich, zwischen Pracht und Schäbigkeit, zwischen Rückständigkeit und Futurismus gewöhnen. Und natürlich sollten sie die Möglichkeit haben, in einer heileren Umwelt Kraft zu schöpfen, um ihren eigenen Weg zu finden. Deshalb sind wir froh, dem Ruf des Eppenwiler Schulhauses gefolgt zu sein.

Es war der einzig richtige Entscheid. Wenn ich heute heimkomme und das Ortsschild Eppenwil erblicke, werfe ich immer einen Blick auf die Spitze des Pilatus, der sich hinter dem sanften Hügel erhebt. Dabei spüre ich zwar nicht mehr die Welle von Geborgenheit. Doch ich weiss genau, dass ich hierher gehöre.

Warum muss man Moskau lieben?

Daneben regt sich allerdings auch ein Heimatgefühl, das ich nie wollte, das sich, ohne zu fragen, in den fünf Jahren einfach eingestrichelt hat. Und ich frage mich: warum? Warum ging jeweils die Sonne im Gesicht unserer älteren Tochter auf, wenn wir von der Schweiz, wo wir die Ferien regelmässig in Eppenwil verbrachten, zurückkamen und sie in das russische Chaos blickte? Die hektischen, heillos verstopften Strassen, die gehetzten Menschen, die versuchen, irgendwie ein menschenwürdiges Leben zu fristen, die grauen, deprimierenden Häuser. Was hat dieser Moloch mit 14 Millionen Einwohnern Liebenswertes an sich, wo gnadenlos das Recht des Stärkeren – sprich: das Recht des Reichen – gilt? Wo es Beamte, Polizisten, Ärzte nur darauf abgesehen haben, irgendein Schmiergeld zu kassieren? Und die Dramen, die einem dieses Land beschert: Im August 2004 explodierte in der Metro in Moskau eine Bombe, einen

Tag später wurden zwei Flugzeuge gesprengt, und Ende der Woche kam die Massengeiselnahme in der Schule im nordossetischen Beslan. Bei der blutigen Befreiung kamen Hunderte von Kindern ums Leben. Da sass ich dann fassungslos und fragte mich, in welcher hässlichen Welt ich da geraten war.

Doch lese ich im Eppenwiler Schulhaus im Internet, dass in Moskau der erste Schnee fällt, will mir schier das Herz zerspringen, und ich sehe den Schneesturm über den Hof unseres Wohnblocks fegen, höre das Knirschen des Schnees unter den Schuhen und spüre die mitunter beissende Kälte, die einem unter die Haut geht, und ich bin bei den Russen, die sich nun durch diesen Winter kämpfen. Dann scheint mir die Schweiz trotz aller Bequemlichkeit plötzlich öde und schal, und ich verstehe nicht, warum man dauernd über irgendwelche Probleme diskutiert, die eigentlich gar keine sind. Manchmal kommt es mir dann vor wie in Russland, wo der Kreml Debatten um Null-Themen lanciert, um die Menschen davon abzulenken, wie schlecht sie eigentlich leben. Nur funktioniert es in der Schweiz anders herum: Hier wird hingebungsvoll über Minarette oder Schleier debattiert – und dabei ganz vergessen, wie gut man eigentlich lebt. Dann spüren wir die Enge – und halten es wie einst in Moskau: Wir reden einfach nicht über Themen, die jemand für uns gemacht hat.



Zita Affentranger mit Ehemann Django Brunschwiler und den Töchtern Nina und Lea auf dem Roten Platz im Jahre 2006, vor der Heimkehr in die Schweiz. Foto Pia Büchler

Auch der Preis, den wir für diese Freiheit zahlen, ist derselbe wie in Moskau: Wir bleiben Aussenseiter – so eine Art Russen eben.

Das Heimkehren hat Kraft gekostet – viel mehr als das Weggehen. Heute sind wir in Eppenwil zu Hause, ich pflege wieder alte Kontakte, wir geniessen unser Haus, die Natur, den Garten, die Ruhe – aber ganz heimisch sind wir nicht geworden. Die Zeit wird es richten, sollte man meinen.

Doch manchmal kommt mir Russland wie eine Krankheit vor, die man nicht mehr loswird. Und so leben wir auch vier Jahre nach dem Umzug nach Eppenwil noch immer – und vielleicht für immer – zwischen Hier und Dort.

Adresse der Autorin:

Zita Affentranger
Eppenwilerstrasse 7
6147 Altbüron

E-Mail:

zita.affentranger@tages-anzeiger.ch

Adresse des Fotografen:

Django Brunschwiler
Eppenwilerstrasse 7
6147 Altbüron